

DER GROSSE TAG

Erzählung von F. C. Weiskopf

I.

Die Fabrik ist zu vielfältigem Leben erwacht: Fenster werden aufgerissen, Türen fallen schmetternd ins Schloß, Holztreppe ächzen auf, Ketten kriechen scharrend und klingelnd über Holz und Eisen — hundert Geräusche, ungleiche Geschwister, werden laut, überklettern einander, werden Eins. Halaburda steht in der von vollkommener Reglosigkeit erfüllten Maschinenhalle. Er ist allein. Die Andern sind Alle hinaus. Auch der hitzige Betriebsleiter, dessen ungeduldiges Drängen „Die Maschine muß sofort angelassen werden, sofort, verstanden?!“ auf den plötzlich stiernackig gewordenen Widerstand Halaburdas gestoßen und von ihm machtlos abgeprallt ist wie ein Wurf Erbsen von der Wand:

„Nein, sofort geht das nicht. Muß sie erst mal in aller Ruhe durchsehen und ölen — und dabei brauche ich Niemand hier! Niemand!“

Alles Aufbrausen, alles Drohen, alles Zureden vergeblich — in den Wind gesprochene Worte, denn Halaburda weiß mit einem Mal: er ist unentbehrlich; ohne ihn können sie ja doch nichts anfangen! Und deshalb wird er doch das letzte Wort behalten, werden sie doch tun, was er will.

Das weißer. Diese Erkenntnis — überwirbelt von einem gierigen, ihm selbst nicht begreiflichen, unwiderstehlichen Verlangen, allein, ganz allein zu sein in dieser nach . . . ja, wonach nur? . . . duftenden Maschinenhalle — hat ihn beim ersten Schritt über die Schwelle hier überfallen und ihm zum ersten Mal wieder seit langer Zeit den Nacken gesteift. Diese Erkenntnis macht ihn so herausfordernd gleichmütig, so selbstbewußt unnachgiebig: „Nein, früher wird sie nicht angelassen!“

Hartnäckig immer wieder nur dies „Nein, früher nicht . . .“ — bis sie erschöpft nachgeben und ihn allein lassen. So, wie er es gewollt hat: allein mit der alten Ölkanne, deren Blech blind geworden ist von den vielen über ihren Rand hinuntergelaufenen Tränen, mit den beiden Branntweinflaschen, die er ihnen auch noch abgepreßt hat zu guter Letzt. Ohne Schnaps